

Thomas Lang: Wechselnde Laufrichtung

Von veränderlichen Größen, Auf- und Abstiegen im Spiegel der Kritik

Meine Damen und Herren,

es war vor nicht allzu langer Zeit in einer mittelkleinen deutschen Stadt (sie könnte ähnlich auch in Österreich liegen), da fand ich mich in einer Mall auf einer Rolltreppe. Ich fuhr und fuhr ...

Sie kennen diese Städte: Häuserzeilen mit gründerzeitlichen Prachtfassaden, im Zentrum ein bisschen Fachwerk und Gotik, ein bisschen Barock, hie und da ein Tupfer Jugendstil.

Dazwischen die vielen eilig zugebauten Lücken, die der letzte Krieg gerissen hat.

Dimensionensprengende Kaufhäuser mit bunkerhaften Fassaden aus Beton, aufgepflasterte Fußgängerzonen mit Brunnen vor abstrakter Kunst. Im engen Radius um das Zentrum ein berstend voller Cityring. Leer stehende Ladenlokale bezeugen: das so genannte Leben fand längst anderswo statt. Draußen, auf angeblich grünen Wiesen. Wohl um zu retten, was nicht zu retten war, hatte man mitten in der Stadt eilig Häuser verbunden, Wege überdacht, hinzugebaut.

Diese Mall war riesig, ich fuhr und fuhr, ich schaute hier, ich schaute da. Auf einmal wechselte das Licht. Brach schon die Dämmerung herein? Ungläubig hob ich den Blick. Es lag ein Schatten über mir. Irgend etwas Großes hatte sich zwischen mich und den verglasten Mall-Himmel geschoben. Im Höherfahren erblickte ich auf einem Sockel ein Bild von gruseliger Größe. Die schwarze Gestalt hielt in der einen Hand ein Glas Wodka, in der anderen eine Gabel mit einem aufgespießten marinierten Pilz. Irgendwie sah sie einem Kater ähnlich. Es war – der Kritiker.

Plötzlich ein kleiner Ruck, die Treppe hielt.

Erste Station: Klagenfurt, 29. Tage der deutschsprachigen Literatur

Als ich mir selbst zuloste, auf dem drittletzten Platz in Klagenfurt zu lesen, sank mein Mut. Zwei volle Tage lang würde ich gespannt sein, zwei Tage lauschen und a priori Schlüsse ziehen – die maximale Wachstumsperiode für Ängste und Projektionen aller Art.

Zwei Tage Zeit, um zu erfahren, wie Autoren von der Kritik vernichtet werden können?

Auch. Es geschah, dass die Geburtszange umgedreht und der sich zur Welt bringen wollende Autor wie eine weiche Frucht zerdrückt wurde. Es geschah, dass ein anderer mit Reisefeuilleton-Verfassern in eins gesetzt und damit abgewertet wurde. Das registrierten

wir. Doch meistens waren wir – ich unterstelle, dass es auch den anderen so ging – mit Gedanken an den eigenen Auftritt beschäftigt.

Nicht mal die abendlichen Zerstreuungen oder die Strandbäder konnte ich genießen. Am Abend vor der Lesung wanderte ich am Ufer des Wörther-Sees entlang, setzte mich auf einen Steg, sah zu, wie hundert Meter weiter eine Reihe weiß gekleideter Gestalten auf die Seebühne drängte. Das war der Gefangenenchor. Ein paar Minuten lauschte ich der Musik. Versonnen, eingesponnen, Händchen haltend ging ich heim.

Was würde mich am nächsten Tag erwarten? So weit ich beobachtet hatte, waren meine Co-Leser gefasst. Selbst und gerade die, deren Texte gefleddert wurden, wirkten ruhig. Es hatte (außer im Vorfeld) keine Ausfälle gegeben, kein Stimmversagen, keine Tränen. Kein Landeshauptmann war in Sicht, um den unglücklichen Sieger mit seinem Händedruck zu quälen. Es würde also, dachte ich, ein bisschen sein wie eine universitäre Prüfung. Du stehst (auch wenn du sitzt) vor einem deine Leistungen beurteilenden Gremium. Es wird dir wohlgesonnen oder ablehnend, vielleicht auch gähnend gegenüber stehen. – Nichts davon.

Am Morgen vor der Lesung wich die Aufregung der Flapsigkeit, ich trällerte, mich vorbereitend, verballhornte Segmente meines Texts. Und las dann einfach so. Als ich geendet hatte, fühlte ich: du hast dein Teil getan. Was jetzt kommt, kannst du nur abwarten. Statt ängstlicher Gespanntheit spürte ich Gelassenheit.

Die Auseinandersetzung über meinen Text empfand ich von Beginn als angemessen und vor allem: ernst gemeint. Mag sein, dass meine Intuition mir sehr schnell sagte, dass es gut lief. Bewusst war mir das nicht, das Misstrauen bleibt immer wach und sucht sich Anhaltspunkte. So manche Einzelheit schien janusköpfig: Gebrauchsanweisung, Allegorisierung, Bergdrama – das alles hätte man ja mühelos im Sinne einer Anklage verwenden können. Doch es geschah nicht.

Den einzigen Moment des Schreckens bereitete mir mein eigener Juror. Der wollte vom Formalen weg zur inhaltlichen Diskussion und sprach nicht nur von «ars moriendi», sondern auch von «Sterbehilfe». Von hier aus hätte das Gespräch mit einem Sprung vom Text wegkommen und bei einer gesellschaftlich-moralischen Debatte landen können. Ein Minenfeld. Doch Burkhard Spinnens Worte verhallten ohne Antwort. Die Jury ließ die Finger vom womöglich heißen Eisen und kehrte zurück zur Formdebatte. Sie suchte Beispiele und Vergleichsmöglichkeiten in der Literatur- und Filmgeschichte und fand sie. Und ich fand alles interessant. Anschließend fragte ich mich allerdings, ob die Sache nicht zu gut gelaufen war. Denn die Beobachtung des Klagenfurter Wettbewerbs lehrt, dass

zwischen der vermeintlich wohlwollenden Besprechung eines Beitrags und der abschließenden Positionierung manchmal überraschende Lücken klaffen. Das Resultat – Sie wissen es vielleicht – war so schlecht nicht.

Mag es immerhin dem körpereigenen Drogenrausch zuzuschreiben sein, dass ich so gelassen, so distanzierter Dinge durch diesen Vormittag glitt, ‹irgendwie› ein gutes Gefühl hatte, eine Vorfreude oder das Bewusstsein ‹gesetzt zu sein›, aber nicht zulassen wollte. Empörung über das, was mir bzw. meinem Text soeben zugemutet worden war, wollte sich durchaus nicht einstellen. Und diesen Eindruck bestätigte vor ein paar Tagen das Wiederanschauen der Diskussion auf Video. Die Beiträge der Juroren erscheinen mir auch heute ernsthaft, um den Text, um sein Verständnis, um eine erste Einordnung in kulturelle und historische Zusammenhänge bemüht. Hier evoziert die Literatur ihren ersten Widerhall. Das nervöse Lachen, in dem die Anspannung nach Anhören des Textes sich entlud, zeigt zudem eine angenehme menschliche Komponente. – Was, wenn nicht das, soll Literaturkritik leisten?

Das Einzigartige und Schöne an diesem Wettbewerb bleibt darüber hinaus, dass Kritik (trotz Vorkenntnis der Texte) hier in statu nascendi erfahrbar wird – *live*, spontan, nicht immer fertig. Im besten Fall wird ein Flirren spürbar, ein Ringen um die Texte, das auch Scheitern, auch Peinlichkeiten beinhalten kann. Dass Selbstdarstellung für die Mitglieder der Jury mit dazu gehört, scheint mir nicht zu bemängeln, so lange sie die Auseinandersetzung mit den vorgestellten Texten nicht verdrängt.

Ich war wohl auf den stehen gebliebenen Stufen weiter auf das Standbild zu gestiegen, hatte einen Seitensteg gefunden, in den ich auswich und auf einem Laufband weiterfuhr. Ich folgte Abzweigungen, ließ mich hier- und dorthin treiben. Dann nahm ich wieder eine Treppe. Auch sie rollte, und ich fuhr ruckelnd weiter rauf. Für eine Stadt dieser Kategorie war die Mall erstaunlich groß und gleichzeitig ein bisschen leer. Von oben wollte ich mir einen Überblick verschaffen. Die Menschen in den Gängen, Läden und Passagen wirkten schon recht klein. Da fiel erneut ein Schatten auf mich. Dasselbe Standbild, nur diesmal, von dieser Seite aus gesehen, schien die Figur nicht katzenähnlich, vielmehr geflügelt. ‹Schau nur hinab›, schien sie zu sagen, ‹alles, was du unten siehst, ist dein – ich schenk es dir.› Noch ehe sie mit Flüstern fertig war, streifte mein Ellbogen ein rotes Kästchen, ein Knopf des Ärmelaufschlags verfang sich, und so zog ich unabsichtlich am Metallgriff, der aus dem Kasten lugte. Wieder blieb ich stehen.

2. Station: Öffentliche Anstalten, Feuilletons

Fast vier Stunden lang gab ich nach der Preisverleihung Interviews, sprach in Studiomikrofone, lächelte in Kameras. Wer mich da fragte, wusste ich längst nicht mehr. Selbst der Reinigungsfirma des ORF hätte ich lächelnd Rede und Antwort gestanden. Von mangelndem Interesse der Medien an Literatur war an diesem Tag nichts zu spüren, viel jedoch von Eile, professionellem Abarbeiten, Bedienen von Standards. Als ich am Abend in dem Hotel wieder eincheckte, das ich am Morgen verlassen, und die Tür zu dem Zimmer wieder aufschloss, das ich am Morgen geräumt hatte, war ich erschöpft. Können Sie sich vorstellen, wie es sich anfühlte, als mir aus dem Hotelzimmer meine eigene Stimme entgegentönte? Sagen wir: es war merkwürdig. Über irgendeinen Sender ging vom automatisch startenden TV-Set irgendein Interview über den Äther. Ich schaltete ab. Am nächsten Morgen war die Neugier schon wieder so groß, dass ich nach den Zeitungen schaute. Der Montag nach dem Wettbewerb ist der Tag der Zeitungskritiker. Mal sind sie enthusiastisch, mal verstimmt, mal mäkeln sie über die Jury. 2004 schien klar, dass mit Tellkamp ein neuer Stern am Literaturhimmel aufgetaucht sei. Und in diesem Jahr? Die Reaktionen waren eher mau. Ich will Sie hier nicht mit ausführlichen Zitaten langweilen, sondern lediglich ein Beispiel geben. Die Süddeutsche Zeitung schrieb, man werde vom diesjährigen Wettbewerb «nur im mittleren Tönen» reden können. Und über den Preistext hieß es:

Es ist ein Text, der für die Zeit seines Ablaufs mit jedem Wort seine Spannung hält und die Aufmerksamkeit seines Lesers auf sein Abschnurren vollkommen im Griff hat, obschon das, was im Text passiert, in Kategorien von Psychologie, Motivation und Lebensgeschichte völlig unklar bleibt.

Punkt. Ja, und? war ich versucht zu fragen, und bin es heute noch. Denn die positive These zum Text, die Ableitung oder Folgerung aus diesem Statement unterblieb. Es mag zum unstillbaren Schmerz der Autoren gehören, dass Schlüsse aus ihren Werken gar nicht oder falsch gezogen werden. Es liegt aber in der Natur der Sache. Literatur ist schließlich auf Mehrdeutigkeit angelegt und kann nicht nur gewünschte Reaktionen auslösen. Bedenklicher scheint mir da, dass ein gutes Drittel des Artikels über Klagenfurt sich einer Szene widmete, die der Verfasser außerhalb des Wettbewerbs beobachtete. Drei Ferraris, die am Wörther-See erschienen waren, ihre Besitzer und deren Verhalten wurden da ausführlich geschildert und diese Schilderung mit der Forderung verbunden, die Klagenfurter Texte möchten eben solche Sujets verhandeln. – Warum diese

Ausführlichkeit? Gab es zum Wettbewerb weiter nichts zu sagen? Das scheint mir zweifelhaft. Vielmehr zeigt sich an diesem Beispiel, wie sich die Kritik immer häufiger von ihrem Gegenstand löst. Nicht selten finden sich in letzter Zeit Rezensionen, aus denen sich über die Bücher, die sie verhandeln, kaum noch etwas entnehmen lässt. Man zieht lieber ins Grundsätzliche und Allgemeine, plaudert über *interessante* Dinge ...

Das Surren eines anlaufenden Motors, das sich sogleich wieder aus dem Bewusstsein schlich, unterbrach meine Gedanken. Die Rolltreppe führte nun abwärts, ich wandte mich um. Auf einer gebrochen weiß gefliesten Galerie hockte ein Kind vor dem Geländer und klaubte die dort überall herumliegenden, wahrscheinlich von eben gekauften Kleidungsstücken entfernten und achtlos weggeworfenen Papp-Etiketten zusammen. Es legte einen bunten Teppich damit aus. Dann sprang es auf und lief zu einer Frau, die vor dem nächsten Laden in großen Warenkörben wühlte. Das Kind zog sie am Ärmel und rief: «kuck mal, kuck mal!» Dann war es meinen Blicken entzogen, ich stolperte, weil ich nicht aufgepasst hatte, über das gewölbte Eisen am Fuß dieser Treppe, machte zwei schnelle Schritte nach vorn und stand am Eingang einer großen Spielhalle. Hier allerdings war es voll, die halbe Stadt schien vor den Geräten zu sitzen, virtuelle Autorennen zu fahren und dergleichen mehr. Neugierig blieb ich stehen.

3. Station: Die Welt der Weblogs

Nach meiner Rückkehr aus Klagenfurt, traf ich einen Freund. Der sagte mir: «Du musst unbedingt online gehen und schauen, was die Blogger geschrieben haben. Das ist die ungeschminkte Wahrheit.» – «Gut», seufzte ich, «wir werden sehen.»

Die öffentlichen Tagebücher gelten ja als Hort der Demokratie. Hier pfuscht kein Redakteur dem Schreibenden ins Handwerk, hier fordert niemand ein «anzeigenfreundliches Umfeld». Was sollte daran schlecht sein? Ich gebe Ihnen ein paar Kostproben:

Ein Vater-Sohn-Drama, das mir recht gut gefällt. Ohne große Schnörkel erzählt, wobei diese Art des Erzählens die Wirkung des Textes noch verstärkt, das Drama um so mehr verdeutlicht. Wer auf den eigenen Stil gewartet hat, wird wieder enttäuscht sein. Dabei stellt sich mir inzwischen die Frage, ob diese Unfähigkeit zum wirklich originellen eigenen Stil nicht einfach eine Folge unserer heutigen Zeit ist ...

Dass der Lang gewonnen hat, ist für mich ok. nur erwartet hätte ich es nicht.

Übrigens hätte ich schwören können, dass der mir unbekannte Autor ein Österreicher ist.

Den Text von Thomas Lang fand ich nicht so schlecht, obwohl die überflüssigen Selbstkommentierungen eigentlich ein Knock-Out Argument sein müssten. Wenigstens ist es nicht Julia Schoch geworden ...

Wer würde sich so was im Feuilleton trauen? So anrührend und unverblümt schlicht? Es ging auch noch direkter. Der «Paperbackfighter», hinter dem sich eine Bremer Autorin verbirgt, schrieb schon vor der Abstimmung über «Am Seil»:

Hier zählt ... der unter Stümpfern so beliebte *Inhalt*. ... tödlich ernste deutsche Prosa; dies Gewollte & Gemachte. Thomas Lang ist ein Langweiler.

Ist dies die feindliche Übernahme des abgewirtschafteten Feuilletons durch Bücher fressende Heuschrecken? Oder sind es einfach nur die ehrlichen Gesichter? Die gerade heraus sagen, was andere in kunstvolle Worte zu hüllen versuchen? In jedem Fall steckt in den Blogs eine Attitüde, die unseren Alltagsgesprächen nicht fremd ist. Man verbreitet Meinungen, ohne zu argumentieren, fällt Urteile, gibt Anti- und Sympathien kund. Das alles macht Spaß, so lange der Gesprächspartner sich auf derselben Ebene bewegt, zuhört, lacht, erwidert. Nur: zu einer Auseinandersetzung über Literatur kommt man so leider nicht ... Unerschrockene Naivität und zum Teil gewollte Unsachlichkeit, Polemik, stehen hier oft im Vordergrund. Die Einträge sind meistens spontan. Erschreckend wirkt dabei die mangelnde Bereitschaft vieler Blogger, für ein paar Sätze von sich selbst abzusehen und sich ihrem (vermeintlichen) Gegenstand zuzuwenden. Offenheit und ein wenig Respekt ließen sich gerade hier erwarten, wo es – dem Anschein nach – um nichts geht, keine Pfründe zu verteilen, kein Dünkel zu pflegen ist. Doch scheinbar wird nichts mit mehr Leidenschaft promotet als das natürlich gewachsene Selbst.

Andererseits finden sich in Blogs auch erstaunliche Diskussionen über Einzelheiten. Sollte, darf ein Autor das Wort «Po» verwenden? Müsste es nicht «Hintern» heißen? Ist eine literarische Figur, die «Bert» heißt, überhaupt ernstzunehmen? — Verliert das Feuilleton sein Meinungsmonopol?

Mein Aufenthalt vor der Spielhalle währte nur kurz. Ich wandte mich ab von den blinkenden Lichtern und lärmenden Automaten. Längst hatte ich es aufgegeben, mich zu orientieren, und ging planlos weiter. Hinter einer Glaswand, die einen Lichthof abzuschirmen schien, erblickte ich weitere Treppen. Dorthin! So gelangte ich in eine große Halle. Plötzlich sauste mir was um die Ohren. Was war das? Ich traute meinen Augen kaum: ein fliegender Teppich! Er war ganz schön flott und seine Kehren nicht so ohne Weiteres einzuschätzen. Ein Mann in grauem Flanell steuerte dieses Gerät. «Gestatten, Dengler», rief er, «Top-Rezensent bei Amazon». Ich verkroch mich hinter einer großen Yucca-Palme. «Jetzt bei der Bild am Sonntag», rief Dengler, als er das nächste Mal vorbei kam. Ohne mich zu rühren, verfolgte ich seine Manöver.

4. Station: Online-Buchhandel

Lassen Sie mich gestehen: als 2002 mein erster Roman erschien, schaute ich zeitweise täglich nach meinem Amazon-Verkaufsrang. Obwohl er aufs Gesamte gesehen nichts aussagt, bildet dieser zunächst doch das einzige Instrument für Spontan-Messungen auf dem dunklen Feld des Marktes. Außerdem trifft der Autor hier, ohne lang suchen zu müssen, auf Meinungen von der Basis. Auch davon möchte ich einiges zitieren: Im Februar 04, erstaunlich lange nach Erscheinen, urteilte «günti g» über «Than»:

Die erste Frage, die ich nach ein paar Seiten hatte, war: Wie kann man so was überhaupt drücken? Der Autor versucht, die von den deutschen Mythen bewohnte Parallelwelt, dem Leser interessant zu beschreiben, scheitert aber vollkommen und man gähnt sich durch die Geschichte nur mit viel Geduld. Am Ende versinkt der Held in einen Tablettenrausch, und der Leser geht zu ebay und versteigert das Buch so schnell wie möglich.

Und «Extrafruity» schrieb unter anderem:

... die ersten 120 Seiten (ca) kann man auch gut lesen - danach hab ich es einfach nicht mehr verstanden. Vielleicht lag es an mir, aber ich fand es schrecklich ... Vielleicht ist dieses Stück Literatur zu hoch für mich, aber ich habe es einfach nicht verstanden und werde es uneingeschränkt *nicht* weiterempfehlen.

Weg damit. Genauso wenig erfreut den armen Autor Schlampigkeit:

... unschwer zu erkennen, daß die Insel Herrenchiemsee gemeint ist.

Neinnein, wenn schon, dann war Frauenchiemsee das Vorbild. Und was meint eigentlich dieser Satz über den Protagonisten:

Als Strafe wird er selber aufs Eis getrieben und von anderen Leuten gerettet.

Zum Schluss die Stimme einer weiteren Rezensentin:

... ich mußte mich sehr zwingen, dieses Buch zuende zu lesen. Dennoch fühlte ich mich genötigt, die quälende Lektüre zu beenden.

Ich schwöre: ich kenne diese Rezensentin nicht, ich habe keine Ahnung, wer sie nötigte. Zu lesen. Oder eine Rezension zu schreiben. Gestehe aber auch: schlimmer als all das Unzutreffende würde es vermutlich sein, gar keine Amazon-Besprechung zu haben.

Schnell zurück auf die Rolltreppen und Laufbänder. Hoch oben über der Mall zieht ein stummes Kleinflugzeug vorbei. Es schleppt ein Transparent mit großen Lettern, aber es fliegt einfach zu hoch, als das die Schrift sich lesen ließe. Wie sollte ich hier herausfinden? Nicht mal die Position des Standbilds, das mir eben noch so dominant erschien, war mir mehr klar. Ich begann zu traben, zu laufen, schließlich rannte ich, schoss durch schmale Gänge, sprang über Geländer, stolperte treppauf, treppab, knallte gegen Glastüren. Ließ mich nicht aufhalten. Nur weiter, weiter.

Jump 'n run

Auf Tagungen der letzten Jahre wurde ausgiebig über den «Strukturwandel», ja die mögliche Abschaffung des Feuilletons diskutiert. Dieses, so die Feststellung, sei zum Marktplatz der Meinungen über alles und jedes geworden. In der Kritik herrsche ein Art prälessingsche Beliebigkeit. Und der Kultur-Spiegel stellte kürzlich fest: «Besprochen werden überwiegend Bücher, die das große Publikum nicht interessieren.» BamS-Rezensent Dengler ließ ebenda verlauten: «Das ist zu hohes Deutsch für den normalen Leser.» Die Frankfurter Rundschau höhnte, dass die politischen Feuilletonisten die Geister, die sie riefen, nun nicht mehr loswürden.

Wird die Literaturkritik also mit dem Feuilleton untergehen? Wird sie als Amazonratte das sinkende Schiff verlassen?

Ich glaube nicht. Die Subjektivität der Blogger und Amazon-Rezensenten wird Lesern kaum die Orientierung geben, die sich viele von ihnen wünschen. Und diese demokratisierte Öffentlichkeit kann bislang auch nicht den kulturellen Resonanzraum

ersetzen, den das Feuilleton wenigstens zum Teil immer noch bietet. Ohne diesen Widerhall aber kann Literatur schwerlich überleben. Furchtbare Stille würde herrschen. Was die Marketingabteilungen mancher literarischer Verlage heutzutage gern äußern, dass Rezensionen den Verkauf nicht förderten und deshalb nur die Eitelkeit des Autors bedienten, trifft nicht den Punkt. Denn eine Literatur ohne Gespräch und Vergewisserung wäre keine Literatur mehr, wie wir sie kennen. Die Auszeichnung von ›Top-Rezensenten‹ und deren Rekrutierung durch die Presse zeigt außerdem, dass es wohl zu Veränderungen, aber schwerlich zu einer völligen Nivellierung kommen wird.

Gefahr droht vielleicht von einer Kritik, die ihren Gegenstand aus den Augen verliert. Sie mag sich, wenn sie trotzdem Beifall findet, als eigene Kunstform etablieren. Seit jeher wenig förderlich sind mangelnder Respekt vor dem Gegenstand oder – schlimmer – dem Schaffenden selbst. Anhand von ein paar Zeilen, wie in diesem Jahr in der SZ geschehen, eine ganze, schnell ausgerufene Hauptströmung der Gegenwartsliteratur mit wenigen, aus ihrem Zusammenhang gelösten Zitaten zu diffamieren und über das Ganze noch in der Manier von Fahndungsplakaten Fotos der so angegriffenen Autoren zu platzieren, ist nichts Schönes und meines Erachtens auch nichts Notwendiges. Immerhin – auch dieser Beitrag zeugte von Leidenschaft.

Dass Großkritiker à la Reich-Ranicki, der sicher viel für die Verbreitung von Literatur getan hat, keine Nachfolger zu finden scheinen, ist kaum zu bedauern. So wie der literarische Leser sich nicht mehr belehren lässt, will er auch vom Kritiker kein absolutes, allgemein und überhistorisch gültiges Urteil mehr hören. Es wird in Zukunft nicht so sehr um Meinungsführerschaft gehen, als darum, Aufmerksamkeit zu erzeugen, vielleicht erste Deutungs- oder Diskussionsangebote zu machen, vielleicht auch zunehmend, Menschen überhaupt wieder zum Lesen zu (ver-)führen. Da sind im Übrigen auch die Autoren gefragt. Solange Bücher die Gemüter nicht mehr erregen, solange sie nur noch eine Handvoll Leute zu gemächlichem Kopfnicken veranlassen, muss dieses alte Medium immer mehr an Bedeutung verlieren.

Nicht nur das Internet mit seinen neuen Formen von Öffentlichkeit und Wissens- oder Meinungsvermittlung einerseits und das gestiegene Selbstbewusstsein der früher ›Normalverbraucher‹ Genannten andererseits haben zur Krise der Kritik geführt. Ganz deutlich scheint mit auch, dass die Verunsicherung mit der großen Krise der Zeitungsverlage insgesamt zusammenfällt. Die Abhängigkeit von und damit – seit dem Einbruch – die Jagd nach Anzeigenkunden beschäftigt zumindest im Hinterkopf eine ganze Zunft. Der auf seine geistige und ideologische Unabhängigkeit stolze Journalist muss

plötzlich zur Kenntnis nehmen, dass einer Kollegin gekündigt wird, die einen kritischen Artikel über den wichtigsten Anzeigenkunden ihres Blattes, Lidl, schrieb. Auch wenn solch ein Ereignis Ausnahmecharakter haben dürfte, es steht doch für ein verändertes Klima in den Redaktionen. Die neue Abhängigkeit tropft wie ein schleichendes Gift in die Großraumbüros. Was nützt die beste freie Meinung, wenn es keinen Raum mehr gibt, um sie äußern? Die Schere sitzt im Kopf.

Der Prozess, dessen Ende nicht absehbar ist, währt schon lange. Unsere schöne kleine Medienwelt zerbrach, in Deutschland 1983 mit dem Startschuss fürs Privatfernsehen. Nur zehn Jahre danach kam schon die nächste, ungleich stärkere Schockwelle mit der Eröffnung des *world wide web*. Erschien es manchem in den Achtzigern als Schrecken, dass nicht mehr alle zusammen über das Fernsehprogramm des vergangenen Tages sprechen konnten, so bedeutete das Netz eine ungleich größere Herausforderung. Denn hier darf jeder, der sich einen Zugang leisten kann, seine Meinung verbreiten, seine Vorlieben, seinen Hass, seine ganz persönlichen Defizite zur Schau stellen. Programme gibt es da nicht mehr. Das ist nicht allein ein Problem des kulturellen Dialogs. Mit steigender Bedeutung des Internethandels nimmt auch die Bedeutung der Kundenempfehlung zu – ganz gleich wie schlecht und ungenau man sie im Einzelfall finden mag. Wenn es so weiter geht, wird im Konzert von Unternehmensberatern, die durch die Verlage ziehen, und Endkunden, die bei Amazon kaufen, der Akzent für ein erfolgreiches Buch immer mehr auf seiner Verkäuflichkeit liegen. So genannte schwierige, auf den ersten Blick sperrige Literatur, könnte untergehen. Und vielleicht an unvermuteter Stelle wieder auftauchen.

Als Autor betrachte ich diese Entwicklung mit gemischten Gefühlen, aber ohne Depression. Schließlich gibt es im Netz auch viel Gutes. Niemand wird genötigt, es bei hundert Zeilen bewenden zu lassen, wenn mehr geboten scheint. – Und wer immer will, kann auch völlig Abseitiges zu seinem Thema machen. Demokratisierung und Enthierarchisierung werden sicher nicht den Untergang der Kultur, auch nicht den der Künste, schließlich nicht den der Kritik bedeuten.

Lassen Sie mich gegen Schluss noch einmal auf die Befindlichkeit des Schaffenden zurückkommen. Im Spiegel der Kritik glaubt er manchmal, gar nicht sein eigenes Gesicht zu sehen. Doch diese Befremdung ist es, die das Gespräch über Literatur nötig hat. In vielen Facetten verstanden worden zu sein, mag schmeicheln (in allen Facetten verstanden zu werden, dagegen schon nicht mehr). Für uns als Leser der Kritiken über unsere Bücher ist letztlich etwas anderes wichtig: der fremde Blick. Und erst im Widerspiel von Text und Aufnahme des Textes, im Gespräch, entsteht in Wahrheit Literatur.

Auf meiner wilden Flucht durch die Mall bin ich schließlich wieder auf der ersten Rolltreppe gelandet. Der Himmel über dem Städtchen verdunkelt sich allmählich. Überall gehen Lichter an. Auf der Nachbartreppe, die abwärts führt, kommt mir jemand entgegen; er wirkt ein bisschen steif in den Knien. Kenne ich den nicht? Er kaut auf etwas herum. Wir fahren aneinander vorbei, ich drehe mich noch einmal nach ihm um. Auch er hat den Kopf gewandt. Und eine lange Gabel in der Hand. Jetzt sehe ich's: Es ist der Kritiker. Er ist bei Weitem nicht so groß, wie er erschien. In seinem kurzen grauen Pelz sieht er kein bisschen nach Kater aus. Während er langsam abwärts fährt, ruhen seine kleinen schwarzen Augen fragend auf mir. Ich bin nicht sicher, was er wissen möchte. Probehaltiger sage ich zu ihm: «Du musst nur die Laufrichtung ändern.»